

Was der Glaube an Statistiken bewirkt – Eine Nachlese zu Pisa

Was ist das für eine Welt, in der die Vernunft kostspieligen und windigen Testinszenierungen hofieren muss, um sich wenigstens ein bisschen Gehör zu verschaffen?

Von
Konrad Paul Liessmann

Aufatmen in Deutschland, Genußnahme in der Schweiz, Katzenjammer in Österreich: Wir sprechen nicht von den Ergebnissen eines alpinen Skirennens, sondern von Pisa 2009. Die deutschen Schüler zeigen sich nun leicht verbessert, die Schweizer Jugendlichen konnten in manchen Bereichen ins Spitzenfeld vorstoßen, die Halbwüchsigen aus Österreich stürzten ab und rangieren nun in der Lesekompetenz an drittlezter Stelle, dort wo sich auch Mexiko und die Türkei befinden. Das kratzt, wenn auch nicht so stark wie eine Niederlage in einem Abfahrtsrennen, doch am Selbstwertgefühl dieser Nation.

Das Gefühl der Schadenfreude, das sich nach dem ersten Pisa-Test des Jahres 2000 eingestellt hatte, weil Österreich zwar auch nur im Mittelfeld, aber vor Deutschland gelegen war, ist nun, nach der vierten Runde, einer schweren bildungspolitischen Depression gewichen. Erstaunlich immerhin, dass dieses Land der Analphabeten noch immer eines der reichsten dieser Erde ist und auch die letzte Krise ohne größere Schwierigkeiten gemeistert hat. Aber die Zukunft sieht natürlich finster aus. Wenn die jetzt Getesteten in wenigen Jahren die Universitäten oder den Arbeitsmarkt bevölkern, muss mit dem Schlimmsten gerechnet werden, zumal die Schüler aus Schanghai, Südkorea oder Singapur nun auch bildungsmäßig auf der Überholspur sind.

Weihnachten ist Zumutung und Entlastung zugleich

Alle Jahre wieder mit Besinnung und Geschenkeausch oder Flucht und Askese / Ein soziologischer Blick auf die Rituale des Fests / Von Tilman Allert

Alle Jahre wieder – so lautet die magische Formel des Festes. Weihnachten erscheint als das Fest im christlichen Kalender, das auf einzigartige Weise Ritualzumutung mit Ritualgenuss kombiniert. Ob Festgegner, Festbefürworter oder Indifferente – im Austausch der Generationen erfahren die Menschen alle Jahre wieder im eigenen Lebensvollzug praktisch gewordene Soziologie: Weihnachten als ein Lehrstück für den Umgang mit elementaren Formen sozialen Lebens, für Rituallität als einer sozialen Tatsache.

Georg Simmel hat die Geselligkeit – in ihren Ausdrucksgestalten vom Salon bis zur Party – als das Kunstwerk gedeutet, in dem die moderne Gesellschaft ihre eigene Funktionsweise spiegelt. Ähnlich erscheint das Weihnachtsfest als ein weiteres selbst gestaltetes Kunstwerk, an dem sich pure Sozialität bestaunen lässt. So wie die Menschen über die Geselligkeit als Symbol der „Oberflächlichkeit des gesellschaftlichen Verkehrs“, wie Simmel schreibt, zu Recht und zu Unrecht klagen, so verhält es sich mit dem Weihnachtsfest und der ihm eingebauten Rituallität.

Weihnachten ist Zumutung und Entlastung zugleich, darin liegt das Geheimnis seiner Anziehungskraft, seiner Unausweichlichkeit auch und gerade für diejenigen, die sich mit Ekelgefühlen vom Geschenkeausch abwenden und erhaben, dekoriert in Askese, in die letzten Winkel ihrer Einsamkeit oder Zweisamkeit zurückziehen. Weihnachten als eine soziale Tatsache provoziert drei Handlungsmuster, die den normativen Ansturm von Außeralltäglichkeit aufgreifen: Naiv praktizierte unbewusste Rituallität wäre die erste Variante.

Wieso überhaupt Weihnachten gefeiert wird, eine solche Frage verblüht man sich. Traditional orientiert, in Konformität gegenüber dem Althergebrachten, „weil das einfach zum Leben dazugehört“, weil es Brauch und Sitte ist, so fügt sich der naive Weihnachtler den Zeitvorgaben des Adventskalenders, rückt ein in die Choreographie der ewig gleichen Verrichtungen am Vormittag des Heiligen Abends, der Baumschmuck etwa: „Hing dieser Stern am Fenster oder war der am Baum?“ Töricht wäre es, die naive Praxis der Fügsamkeit als ein Zerbild des Feierns oder gar als dessen Karikatur abzutun: Man fühlt sich wohl im Horizont eines Arrangements, das einem wie von Zauberhand die nächsten Schritte zu tun erlaubt, reflexionsentzogen, aber im Ergebnis so, dass eine gestaltete Rituallität entsteht.

Von diesem Typus, der empirisch vermutlich am häufigsten vorkommt, der sich dabei der Veranschaulichungen des christlichen Festkanons – Gebet und Gesang und Lesung – bedienen, aber ebenso auf sie verzichten kann, unterscheiden wir die Weihnachtsflucht als die Flucht vor der Rituallität. Der Weihnachtsflüchtling folgt dem Muster einer entschlossenen Distanz. Deren einfachste Form ist die Reise. Man schüttelt die Last der Re-

ren Fragebögen, aber zu keiner stärkeren Verzerrung der Ergebnisse geführt haben soll. Pisa misst also in erster Linie den Glauben von Bildungspolitikern und Journalisten an fragwürdige Statistiken. Dieser Glaube allerdings kann Berge versetzen.

Keine Frage: Pisa wirkt. Aber es wirkt als gigantomanes bildungspolitisches Placebo, das von seiner Inszenierung ebenso lebt wie von der bis zur Veröffentlichung wie ein Staatsgeheimnis gehüteten Nationenwertung. Ohne dieses Ranking, das Vergleichbarkeit auch dort suggeriert, wo Vergleiche weder möglich noch sinnvoll sind, und ohne die plakativen Ergebnisdarstellungen wäre Pisa ein amüsantes, aber unnötiger Test wie viele andere auch. Aber dass man nun die Punkteabstände zwischen den Ländern angeblich in verlorene oder gewonnene Schuljahre umrechnen kann, gibt der Bildungsökonomie ganz neue Möglichkeiten. Um ordentlich lesen zu lernen, benötigen österreichische Schüler fast zwei Jahre mehr als die Schüler in Finnland oder Südkorea. Und Zeit ist bekanntlich Geld. Wenn es woanders schneller geht, dann muss das doch auch hierzulande möglich sein. Oder anders formuliert: Leseförderung lohnt sich doch. Im Wortsinn.

Manchmal wird an Pisa gelobt, dass hier kein „erlerntes Wissen“ abgefragt wird, sondern dass es „um die Ermittlung von Problemverständnis und Lösungsfähigkeit, also um die Voraussetzung für erfolgreiches Lernen im weiteren Leben“ geht – so konnte man lesen. Immerhin ist es beruhigend zu wissen, dass man auch ohne Wissen in einer Wissensgesellschaft Erfolg haben wird. In Wirklichkeit gibt natürlich auch Pisa durch die Konstruktionen seiner Tests einen geheimen Lehrplan vor, der entgegen den Behauptungen seiner Apologeten eine Norm darstellt, an der sich die Bildungsbemühungen auszurichten haben.

Pisa misst nicht nur, sondern schreibt in erster Linie vor. Und Pisa verstärkt dabei jene verhängnisvollen Tendenzen in der Didaktik, die zwischen Fähigkeiten und Kenntnissen nicht mehr unterscheiden und am Ende eines Lernprozesses immer eine Kompetenz zur Lösung einer lebenswellich orientierten Aufgabe sehen wollen. Das mag in manchen Bereichen durch-

aus sinnvoll sein, zu glauben, dass diese Problemlösungskompetenzen unabhängig von Wissen erworben werden können, ist aber ebenso ein Irrtum wie die Annahme, dass auf ein Wissen, das nicht zu einer unmittelbaren Handlungsorientierung führt, immer und überall zu verzichten sei. Zukünftige Bildungsforscher werden in der Umstellung auf eine schwammige Kompetenzorientierung vielleicht den didaktischen Sündenfall unserer Epoche sehen und womöglich zur Einsicht kommen, dass Kompetenz genau das bedeutet, was der Philosoph Odo Marquard schon vor Jahren den „kompetenten“ Vertretern seiner eigenen Zunft unterstellt hatte: Sie seien für nichts zuständig, zu manchem fähig und zu allem bereit. Aber vielleicht ist es genau das, was die neue Kompetenzorientierung des Unterrichts intendiert.

Als weitere große Errungenschaft des Pisa-Tests wird die Erkenntnis gewertet, dass es in nahezu allen beteiligten Staaten einen Zusammenhang zwischen den Testergebnissen und dem sozialen Hintergrund gibt, besonders signifikant in Deutschland und Österreich. Bildung wird in diesen Ländern, so die rasche und bündige Erklärung, offenbar in einem symbolischen Sinn „vererbt“, die Herkunft zähle mehr als die Begabung. Das mag auf Karrierechancen durchaus zutreffen, der Test müsste aber zeigen, dass Begabungen von der Herkunft unabhängig sind und erst durch das Bildungssystem unterdrückt werden. Das kann er als punktuelle Bestandsaufnahme aber nicht. Alles andere ist wohlmeinende Interpretation. Immerhin: Deutschland hat sich auch hier verbessert, die „Ungerechtigkeit“ hat ab-, in Österreich allerdings weiter zugenommen. Was aber heißt das? Dass Elternhaus und soziales Milieu einen Einfluss auf Bildungschancen haben, ist ja offenkundig.

Die Rede von der „Vererbbarkeit“ der Bildung ist allerdings höchst ungenau. Sie unterstellt, dass besorgte Eltern ihre Bildung wie einen Schatz hüten und anderen vorenthalten. Eltern einen subtilen Vorwurf zu machen, weil sie ihren Kindern ein bildungsfreundliches Milieu mit Büchern und Gesprächen bieten und so ihre Bildung zu Lasten anderer „vererben“, wäre das falsche Signal an die falsche Adresse. Bildung lässt sich aber nicht ein-

fach umverteilen. Wohl muss ein öffentliches Schulwesen allen dieselben Chancen geben. Aber diese Chancen müssen auch ergriffen, oft überhaupt erst als solche wahrgenommen werden. Was bedenklich stimmen kann, ist die mangelnde Fähigkeit der Schulen, solche Defizite auszugleichen. Dahinter steckt die These, dass Schule – auch, vielleicht sogar vorrangig – ein Instrument zum Ausgleich sozialer Unterschiede ist. Man vergisst allerdings hinzuzufügen, dass diese dadurch nicht beseitigt, sondern bestenfalls neu geordnet werden sollen. Wohl kann man den Schulen die Aufgabe, alle Kinder und Ju-

derer das Streben nach Bildung und Wissen, nach Geist und Kultur, nach Eloquenz und Stil materiell und symbolisch auch tatsächlich honoriert wird.

Die Feminisierung des Erziehungswesens und der Siegeszug des Gameboys haben dem Lesen geschadet.

gendlichen mehr oder weniger gleich für den Wettbewerb, für den Kampf um die Arbeits- und Studienplätze zu machen, zuschreiben. Aber am Ende wird es natürlich Gewinner und Verlierer geben.

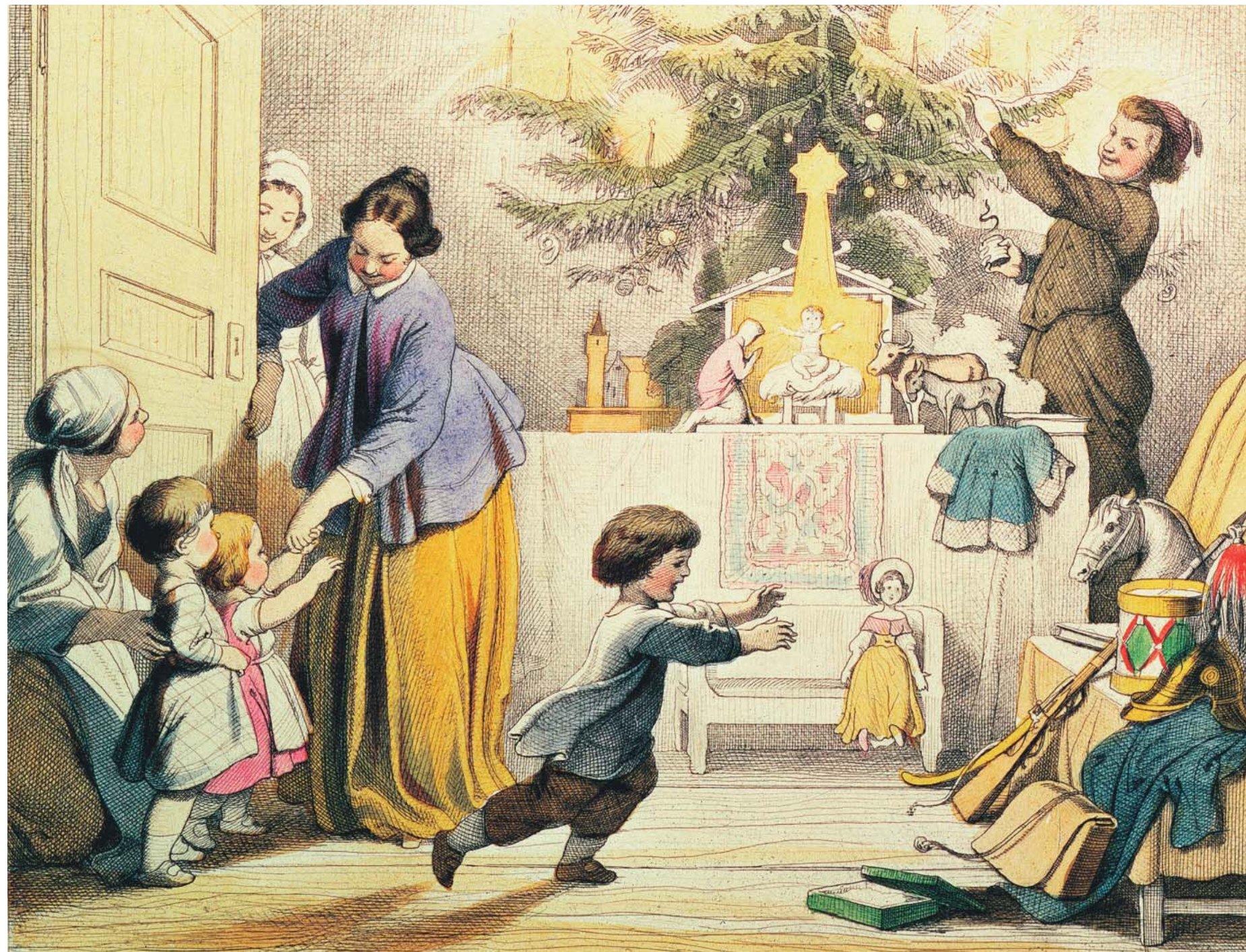
Warum Schulen an dieser Aufgabe, soziale Defizite durch Bildung zu kompensieren, oft scheitern, mag weniger mit ihnen selbst als mit einem gesellschaftlichen Klima zu tun haben, in dem Bildung gerade nicht mehr als Motor der sozialen Mobilität begriffen und erfahren wird. Der Medienwissenschaftler Peter Weibel machte vor kurzem die zynische Bemerkung, dass gegenwärtig die Casting-Shows die „Universitäten für Aufsteiger“ seien. Dort, nicht in der Lektüre eines Sachbuches oder gar eines Romans, erfahren Jugendliche alles über die Mechanismen des Aufstiegs, wenn, dann lohnt es sich, in solche Träume zu investieren. Lesen, Bildung, Wissenschaft werden oft gerade nicht als jene Faktoren wahrgenommen, die zu sozialem und ökonomischem Aufstieg, zu Anerkennung und Erfolg führen. Exzellente Leistungen in diesen Bereichen schütten bekanntlich nicht davor, ins Prekariat abzugleiten. Es genügt nicht, den Wert der Bildung in Sonntagsreden zu beschwören. Wer diesen Wert ernst nimmt, sollte an Rahmenbedingungen arbeiten, innerhalb

derer das Streben nach Bildung und Wissen, nach Geist und Kultur, nach Eloquenz und Stil materiell und symbolisch auch tatsächlich honoriert wird.

Seine eigentliche Bedeutung entfaltet Pisa allerdings dort, wo seine Protagonisten unverhohlen Empfehlungen für großzügige Schulreformen abgeben. Der Pisa-Verantwortliche der OECD, Andreas Schleicher, gab der österreichischen Bundesregierung dann auch den Rat, doch endlich auf die gemeinsame Schule der Zehn- bis Vierzehnjährigen umzusteigen, um die Testleistungen zu verbessern. Dass Deutschland und die Schweiz sich ohne diese Schule zum Teil stark verbessert, Schweden mit dieser Schule verschlechtert hat, ficht den Gesamtschulideologen nicht an. Länder, die vielleicht tatsächlich ein Problem damit haben, der Schule und der Bildung die angemessene Aufmerksamkeit zu schenken, werden damit in endlose Strukturdebatten getrieben, die Kräfte und Energien blockieren, die anderswo gebraucht werden könnten. Etwa bei der Frage, welche Rolle die Lehrer, ihr Ansehen und ihre Bildung in diesem Prozess eigentlich spielen. Oder bei der Frage, wie es insgesamt um die Lesekultur einer Gesellschaft bestellt ist, die seit zwei Jahrzehnten wortreich das Ende der Schrift und des Buches beschwört und das Computerspiel zu einer Kulturtechnik stilisiert.

Dem zu den eher verblüffenden Effekten von Pisa gehört auch dieses: Alle reden nun vom Lesen. Und davon, dass die Leseschwächen unserer Kinder damit zu tun haben, dass diesen in jungen Jahren nichts mehr von ihren Vätern vorgelesen wird. Dass die Feminisierung des Erziehungswesens bei gleichzeitigem Siegeszug des Gameboys der einen oder anderen älteren Kulturtechnik schaden könnte, haben sich insofern wahrscheinlich schon viele gedacht. Dass man dieses Unbehagen nun laut äußern darf, verdanken wir Pisa. So gesehen gleicht Pisa der Hegeleschen „List der Vernunft“. Aber, so könnte man sich trotz allem fragen, was ist das für eine Welt, in der die Vernunft kostspieligen und windigen Test-Events hofieren muss, um sich wenigstens ein bisschen Gehör zu verschaffen?

Der Autor lehrt Philosophie an der Fakultät für Philosophie und Bildungswissenschaft der Universität Wien.



In einer Schule wird der Weihnachtsbaum geschmückt – Darstellung aus dem 19. Jahrhundert

Foto: www.bridgemanart.com

geln am besten auf den Malediven ab, kein Schnee, die Wahrnehmung bleibt frei von Autos mit aufs Dach gebundenen Bäumen. Die Not der Ritualzumutung macht erfindend und setzt die menschliche Phantasie für die Ausgestaltung freier sozialer Räume frei, am Heiligen Abend geht's zum Schnorcheln.

Diejenigen, die im Land bleiben, können sich austoben in all dem, was die Sozialität an Vermeidungsszenarien, an pointierter Regelverletzung und Mikrorebellion anbietet: das kann die Party am Heiligabend sein, das besonnene Anschauen eines Tierfilms, sogar das ununterbrochene Quasseln während des Gottesdienstes, eine Nonkonformitätssteigerung – auf jeden Fall gilt: keine Geschenke, keine Gans, Baumverzicht und kein

einziges Lied auf den Lippen. Und schließlich der dritte Typus, die verstandene Rituallität. Handelnde nach diesem Muster folgen ohne Aversion den Gepflogenheiten der hierzulande christlichen Tradition, die in ihrer Eigenrationalität ausgelegt, anerkannt und auf diese Weise neu angeeignet werden können – Weihnachten erscheint hierbei als „heilige Zeit“, entweder dem christlichen Verständnis folgend oder auch im Lebensentwurf der säkularisierten Moderne, als sakralisierte Zeitlichkeit, als deren entweder gewünschte oder dankbar aufgenommene Ausdrucksgestalt sich die Möglichkeit zur Muße einstellt.

In der Feinsteilung der drei Muster des Handelns wäre noch nach Graden der Vehemenz zu unterscheiden: Lieder mit

Inbrunst singen oder grimmig entschlossen tauchen, im Dämmerzustand das Vertraute zelebrieren oder auf in genau einem solchen Zustand auf nie Entdecktes stoßen wären Beispiele. Nicht selten sind die Handlungsmuster unter den Generationen dynamisch konfliktuös oder in milder Toleranz verteilt.

Was hingegen jenseits des knisternden Geschenkpapiers oder noch auf den fernsten Malediven als irritierende Wirkung des Rituellen eintritt, ist der magische Raum des Zyklischen, der Wiederholung, des „Alle Jahre wieder“. Nicht die Progression, das Vorschreiten, das „Weiter so!“, vielmehr die Zäsur liegt der normativen Kraft des Rituals zugrunde. Davon ist die salopp ausgesprochene „Auszeit“, die Leute sich wünschen, die Zeit

zwischen den Jahren, Anlass für Liegengebliebenes oder die Steuererklärung, nur ein Abklatsch. Was den drei so unterschiedlichen Typen der Weihnachtsresonanz gemeinsam ist, ist die Zäsur. Darin liegt die Leistung des Rituals: es inszeniert das Zeitvergessen, genauer: es tilgt Historizität und zelebriert den Traum ewiger Dauer.

Das, was die einen am Ritual mit Genußnahme vollziehen, andere in Panik versetzt, mit der Leere konfrontiert und wieder andere zur Reflexion veranlasst, ist das voraussetzungslose Gegebensein der Sozialität, der Zauber purer Präsenz, das Aufgetretensein des Gegenübers in der Welt, als deren Teil man sich wahrnimmt. Im Sinnhorizont der Rituallität öffnet sich nun mit der Gabe und dem

Kind als dem Neuen der Blick auf zwei Besonderheiten des Weihnachtsfestes, die noch im Rausch des Schenkens erkennbar sind. Dem Leben als etwas Gegebenes begegnen, „ich komme, bring und schenke dir, was du mir hast gegeben“, darin liegt das magische Potential dieser Tage.

Seit den Arbeiten des Anthropologen Claude Lévi-Strauss wissen wir, wie das Zeitbewusstsein das Handeln bestimmt. Gesellschaften, die der Sequentialität gegenüber der Zyklichkeit den ethischen Vortritt lassen, müssen mit Folgeproblemen rechnen. Beide gehören zusammen, gerade in ihrer Gegensätzlichkeit verweisen sie aufeinander. Geraten sie aus dem dynamischen Gleichgewicht, entsteht das Risiko einer Zeitvergessenheit im mentalen Haushalt der Generationen.

Neben der Gabe als dem zentralen mythischen Band, das sich um die oben unterschiedenen Typen der Festgestaltung legt, steht der symbolische Raum des Kindes, dessen Ankunft die christliche Tradition mit einem grandiosen mythischen Zauber versehen hat: „Ich stehe an Deiner Krippe hier“ – das Kind als Symbol der Ankunft und dem Anspruch darauf, die Zyklichkeit der Zeit zu durchbrechen, Entwicklung zu ermöglichen. Als die leibliche Veranschaulichung der „Gebürtlichkeit“, als die Hannah Arendt eindrucksvoll die menschliche Existenz definiert, steht das Kind als das Neue vor der Tür der angehaltenen Zeit.

Ist es abwegig, an den Rückgang der Geburten zu denken? Konfrontiert mit der Rituallität und der angehaltenen Zeit, schreibt sich im kollektiven Unbewussten moderner Gesellschaften der Verzicht auf Kinder als ein Schatten gewonnener Optionen ein. Er erscheint als ein Verzicht auf Zeitlichkeit. Der Geburtenschwund, so jedenfalls die drückende Evidenz aus den Familienministerien, scheint durch unzureichende Transferzahlungen nicht erklärt – näher liegt die Deutung, dass ihm ein geheimer Neid auf die Zukunft zugrunde liegt. Statt sie den Kindern zu öffnen, scheint die Multiptionsgesellschaft der Moderne in der anhaltenden Selbstsuggestion, alles und jedes sei vereinbar, und das auch ohne Verzicht, auch die Zukunft noch für den eigenen Lebensentwurf reservieren zu wollen.

Im Blick auf die europäischen Nachbarn beruhigt man sich dann damit, dass es andernorts nicht anders geht. In Kindern jedoch als den Trägern des Neuen kündigt sich Abschied an, ihre Geburt symbolisiert in der Ankunft den Wechsel der Generationen, für die Eltern wird der Schmerz des Vergehens, der eigenen Endlichkeit spürbar. Das Rituale der heiligen Zeit konfrontiert mit dem Vorgängigen der Sozialität, die Gabe erscheint als Antwort auf ein Gegebenes und zugleich als Vorgriff auf die Gegengabe, auf die Ankunft des Neuen. Darin liegt ein Geschenk der Rituallität, dessen Annahme niemand verweigern kann.

Der Autor lehrt Soziologie an der Goethe-Universität in Frankfurt.